Wissenschaft ist Filtern : ein Gespräch mit Valentin Groebner über wissenschaftliches Schreiben und Publizieren

Autor(en): **Missfelder, Jan-Friedrich / Groebner, Valentin**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Traverse : Zeitschrift für Geschichte = Revue d'histoire**

Band (Jahr): **24 (2017)**

Heft 2: **Lebensalter = Les âges de la vie**

PDF erstellt am: **27.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-731223

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Wissenschaft ist Filtern

Ein Gespräch mit Valentin Groebner über wissenschaftliches Schreiben und Publizieren

Jan-Friedrich Missfelder

Jan-Friedrich Missfelder: Valentin Groebner, lassen Sie uns über Lesen und Schreiben in den Geschichtswissenschaften sprechen.[1] Zum Einstieg ganz allgemein gefragt: Was wollen und was sollen Historikerinnen oder Historiker eigentlich lesen?

Valentin Groebner: Das Sollen und das Wollen würde ich gern auf zwei grundsätzliche, unterschiedliche Seiten unserer Arbeit beziehen. Wir sind Informationsverarbeiter und deswegen gezwungen, uns mit dem auseinanderzusetzen, was in unserem Fachgebiet an Neuem erscheint. Sonst betreiben wir irgendwann keine Wissenschaft mehr, sondern produzieren nur Wiederholungsschleifen. Also sollen und müssen wir lesen, was andere Leute geschrieben haben. Wissenschaft beruht seit den Humanisten vor 500 Jahren auf Arbeitsteilung. Aber was wollen wir lesen? Normalerweise Dinge, die uns in unserer eigenen Arbeit weiterbringen, als Produzentinnen und Produzenten neuer Informationen.

J.-F. M.: Ist das, was andere an Informationen liefern, und das, was uns weiterbringt, eigentlich dasselbe? Lesen wir nicht manchmal einfach, um Lücken zu finden?

V. G.: Ich denke, wir lesen, um auf neue Gedanken zu kommen. Mit den Lücken bin ich mir nicht so sicher. Mir scheint eher, dass Lücken immer erst im Nachhinein zu welchen werden. Erst wenn ein Thema interessant geworden ist, in der Regel durch ausserwissenschaftliche Gründe, erst dann stellen wir fest, dass wir erstaunlich wenig darüber wissen. Das hat natürlich damit zu tun, dass Wissenschaft eine Art von Vereinsmeierei ist, ein Gruppenphänomen. Diese Gruppen konstituieren sich dadurch, dass ihre Mitglieder alle ähnliche Dinge interessant finden. In der Wissenschaft ist es häufig so, dass Entdeckungen und Probleme von unterschiedlichen Leuten – unabhängig voneinander – praktisch gleichzeitig identifiziert und bearbeitet werden. Jeder und jede von uns glaubt

natürlich, dass er oder sie eine einzigartige Forscherpersönlichkeit ist, aber normalerweise jagen wir in Rudeln.

J.-F. M.: Können Sie ein Beispiel geben?

V. G.: Zu Beginn der 1990er-Jahre etwa fanden wir alle plötzlich Körpergeschichte unwiderstehlich. Dann kamen die Netzwerke und das Transnationale. Jetzt denken gerade sehr viele Leute über Tiere nach ... Dieser Gruppencharakter von Wissenschaft macht das Publizieren einerseits spannend – man bezieht sich aufeinander und streitet über unterschiedliche Lesarten ein und desselben Begriffs. Aber es macht es andererseits auch zu einer Art Rushhour: alle wollen möglichst schnell in dasselbe Tram hinein, das uns gemeinsam in eine Richtung fährt. Das ist nicht ohne leicht absurde Momente; schliesslich ist der Grossteil der wissenschaftlichen Publikationen ja nicht für ein grösseres Publikum bestimmt, sondern für andere Wissenschaftler.

J.-F. M.: Resultiert daraus nicht die beständige Gefahr von Überforschung von bestimmten Themen und bestimmten Fragestellungen?

V. G.: Es ist eher eine Chance. Wenn sich 20 Leute mit einem Thema beschäftigen, ist die Wahrscheinlichkeit, dass etwas Neues dabei herauskommt, deutlich grösser als bei zweien. Die Herausforderung liegt in einem anderen Aspekt, über den eher wenig nachgedacht wird: in der begrenzten Lesefähigkeit des oder der Einzelnen. Wir kommen über unsere Computer zwar unendlich schnell an unendlich viele Texte heran und können sie auf unserer Festplatte abspeichern. Aber wir lesen genauso schnell wie vor 200 Jahren. Selbst wenn wir das Tag und Nacht tun, bekommen wir nur eine begrenzte Zahl von Informationen in unseren Kopf. Darum darf Wissenschaft nicht nur von einigen wenigen betrieben werden – damit die Streuung möglichst gross ist. Das bedeutet aber auch, dass relativ viel einfach nur wiederholt wird. Deshalb braucht Wissenschaft Filter. Der wichtigste davon heisst Ignorieren und Vergessen. Mein Lieblingsbeispiel ist eine Statistik zur *Historischen Zeitschrift,* gemäss der in den ersten 50 Jahren nach ihrer Gründung fast ein Drittel aller Artikel von den Staufern handelte. Von diesen Texten wird heute nur ein verschwindend kleiner Teil noch für relevant gehalten. Aber jeder einzelne war damals wichtig, erregte wissenschaftliche Aufmerksamkeit und stand unter Relevanzverdacht. Sonst wäre er in der *Historischen Zeitschrift* nicht publiziert worden.

J.-F. M.: Was bedeutet die Frage nach der Halbwertszeit von relevantem Wissen für die Geschichtswissenschaft?

V. G.: Das kommt sehr auf das Gebiet an. In der Geschichtswissenschaft gibt es «heisse Zonen», wo mit sehr hoher Geschwindigkeit publiziert, diskutiert und falsifiziert wird, und es gibt eher gemächliche Bereiche, in denen das Innovationstempo nicht so hoch ist. Als Historiker der Vormoderne bin ich eher für diese ruhigeren Territorien zuständig, glaube ich. Aber auch da braucht es alle zehn Jahre einmal ein Update. Bestimmte Annahmen und Ansätze haben sich auch hier als Irrwege und als nicht produktiv erwiesen, weil daran nicht mehr angeschlossen werden kann.

J.-F. M.: Im Februar 2016 hat Rafael Ball, der Direktor der ETH-Bibliothek, in einem Interview gefordert, traditionelle Bibliotheken durch digitale Informationsverarbeitungszentren zu ersetzen. 80 Prozent der Bücher, die in den Bibliotheken stünden, seien ohnehin Schrott und eigentlich nicht mehr relevant.[2] Wie sind solche Einschätzungen einzuordnen?

V. G.: Der Herr Bibliotheksdirektor sieht sich in der Tradition der Aufklärung, vermute ich, in der heroischen Variante: «Ich sage, wie es wirklich ist.» Das ist sein gutes Recht. Seit es Wissenschaft als vom Staat bezahltes Unternehmen gibt, also seit der Frühen Neuzeit, gibt es Projekte zur Optimierung von Informationsverwaltung. Die Akademien waren einmal ein solches Projekt. Die klügsten Leute wurden am Hof zusammenzogen, um gemeinsam zu entscheiden, was wichtig ist und welche Forschungen betrieben werden sollten. Das ist der Traum von der zentralisierten Kontrolle. Die Geschichte der grossen Informationssysteme, also auch der Bibliotheken, zeigt allerdings, dass dieser Traum ein Wunschbild ist, eine Fiktion. Sie zeigt, dass Kontrolle oft nicht funktioniert und dass das Löschen von grossen Datenbeständen unbeabsichtigte Nebenwirkungen hat. Was in den letzten 300 Jahren tatsächlich betrieben worden ist, war eher so eine Art Durchwursteln. Manches wurde zwar vernichtet, aber das aktive Wegwerfen ist vergleichsweise selten. Häufiger war ein Aussortieren und Liegenlassen. Im Zeitalter des Papiers hat sich dieses Verräumen und Verschlampen als eine relativ effiziente Möglichkeit der Langzeitaufbewahrung erwiesen. Verschlampen bedeutete nämlich auch, dass Dinge, die man zunächst für irrelevant und unnütz gehalten hatte, 300 Jahre später wieder interessant werden konnten, weil sie noch da waren. Die moderne Wissenschaft der Urkundenkritik etwa ist daraus entstanden, dass es im 17. Jahrhundert für den Benediktinerorden wichtig wurde, die Gültigkeit sehr alter Besitztitel in einer Auseinandersetzung mit der königlichen Verwaltung zu beweisen. Plötzlich mussten die Benediktiner herausfinden, welche dieser alten Urkunden echt waren und welche nicht – ihre Ansprüche an ihre eigene Vergangenheit hatten sich eben verändert. Alle guten Aufklärer, auch der ETH-Bibliotheksdirektor, glauben, sie könnten die Zukunft voraussagen. Als

Arbeitsvoraussetzung ist das nicht ganz unproblematisch. Denn diejenigen, die von sich glauben, die Zukunft voraussagen zu können, sind sich ganz sicher, dass sie und zwar nur sie wüssten, was gelöscht werden muss und was nicht.

J.-F. M.: Es bleibt aber das Problem, dass das Aufbewahren von akkumuliertem Wissen irgendwann einmal nicht mehr handhabbar ist.

V. G.: Ja, aber dieses Problem haben wir schon länger. Auch vor 300, 500 oder 800 Jahren haben sich Wissenschaftler bitter darüber beklagt, dass es zu viel Fachliteratur gäbe – Ann Blair zeigt das ja in ihrem wunderbaren Buch *Too Much to Know*.[3] Und gleichzeitig haben sie die ganze Zeit munter weiterpubliziert, weil Wissenschaft eben nur Kommunikation sein kann.

J.-F. M.: Worin bestehen die Filterkriterien für Historikerinnen und Historiker, die aus einem *too much to know* ein *enough to know* machen könnten?

V. G.: Das wichtigste dieser Filterkriterien ist die Länge eines Textes. Wenn Sie ein Buch schreiben, dass 1600 Seiten hat, können Sie sicher sein, dass sehr wenige Leute dieses Buch lesen werden.

J.-F. M.: Ist es überhaupt nötig, Bücher zu lesen, oder reicht es in vielen Fällen nicht einfach, Büchern Informationen zu entnehmen?

V. G.: Das würde ich auch so sehen; es ist übrigens seit Johannes von Salisbury, also seit dem 12. Jahrhundert, auch der Stand der Debatte. Man muss Bücher nicht ganz lesen, wohl aber ganz schreiben. Als Leibniz Mitte des 17. Jahrhunderts vom sächsischen Kurfürsten öffentliche Mittel bekam, um das neue Medium «wissenschaftliche Zeitschrift» zu lancieren, steckte dahinter der Wunsch, die Flut der Bücher zu reduzieren und kurze Abstracts zu liefern. Aber schauen Sie sich heute einmal den durchschnittlichen Zeitschriftenartikel an: zumindest in den Geistes- und Kulturwissenschaften ist der ziemlich umfangreich. Wir Wissenschaftler haben Schwierigkeiten, uns kurz zu fassen, weil wir Produzenten von Details sind. Die Falsifikation und Überprüfbarkeit steckt in den Details. Trotzdem sollte ein Artikel, der gelesen werden will, eher 15 als 45 Seiten lang sein. Das ist die wichtigste Regel. Mit den neuen Medien des 21. Jahrhunderts hat das aber nichts zu tun, das galt schon im 18. Jahrhundert.

J.-F. M.: Wenn die Zeitschrift heute das prominenteste Medium von Forschung ist, wie erklären Sie sich, dass viele renommierte Zeitschriften im deutschsprachigen Raum händeringend nach Texten suchen?

V. G.: Aber sie finden sie ja auch! Die Zahl der wissenschaftlichen Publikationen hat sich seit der Mitte des letzten Jahrhunderts vervielfacht, das zeigen die einschlägigen Spezialbibliografien. Die Wissenschaft von der Vergangenheit ist kein schrumpfendes, sondern ein expandierendes Feld. Es werden ja ganz selten Zeitschriften eingestellt, sondern eher neue gegründet. Das hat, denke ich, auch schlicht mit der volkswirtschaftlichen Situation zu tun. Es ist dafür genügend Geld da. Für die Wissenschaft ist das insgesamt eine günstige Situation. Das Filterproblem stellt sich dadurch aber in verschärfter Form. Der Redaktor einer Zeitschrift fragt sich einerseits, wie er gute Texte findet, die seinen Kriterien als Zeitschriftenherausgeber entsprechen und die für die Zeitschrift genügend Reputation bringen, und wie er andererseits genügend Leser und Leserinnen dafür gewinnt. Wissenschaft ist gleichzeitig ein kollegiales Unternehmen und ein Konkurrenzbetrieb. Durch Publizieren wollen wir Aufmerksamkeit und Wertschätzung von den Kolleginnen und Kollegen für unsere Expertise. Gleichzeitig darf man aber auch nicht zu viel veröffentlichen, sondern muss das Wichtige am richtigen Ort publizieren – genau dosiert, sozusagen.

J.-F. M.: Sie haben selbst an anderer Stelle argumentiert, dass die Zeitschrift das Medium der Wahl für diese Akkumulation von kulturellem Kapital sei, der omnipräsente Sammelband aber nicht.[4] Warum nicht?

V. G.: Ich finde Sammelbände unpraktisch. Es ist schwierig herauszufinden, was in ihnen steht, wenn die Herausgeber keine Abstracts der einzelnen Beiträge ins Netz stellen. Jeder Sammelband ist wie eine Zeitschrift, die nur in einer einzigen Ausgabe erscheint. Sammelbände gibt es noch nicht sehr lange, sie entstanden aus den Festschriften der 1920er- und 30er-Jahre und entwickelten seit dem Zweiten Weltkrieg als Konferenzbände ein interessantes Eigenleben. Das hat sehr viel mit der Abkoppelung von wissenschaftlicher Literatur jeder Art von Verkaufbarkeit auf einem Markt zu tun, der über die innerwissenschaftliche Ebene hinausreicht.

J.-F. M.: Kann es sein, dass die vielfach beklagte Schwierigkeit, für Zeitschriften qualitativ hochwertige Beiträge einzuwerben, mit Fragen des Zeit- und Ressourcenmanagements zu tun hat, weil alle dauernd damit beschäftigt sind, ihre Konferenzbeiträge für obligatorische Sammelbände zu verschriftlichen?

V. G.: Die Leute tun das ja nicht freiwillig. Sie werden dazu durch die grösseren Forschungsverbünde angehalten, in die sie eingebunden sind. Und die Faszination des Buchs mit harten Deckeln als Gegenstand gelehrter Libido ist in den Geisteswissenschaften ungebrochen – da sind wir die Nachfahren der Dominikanermönche des 13. Jahrhunderts. Das gilt auch für solche Bücher,

die wir nicht selbst von Anfang bis Ende geschrieben, sondern nur herausgegeben haben. Zudem gibt es das Versprechen an den wissenschaftlichen Nachwuchs, er könne sich mit einem Beitrag in einem Sammelband die Anerkennung und die Zugehörigkeit zu einer imaginären wissenschaftlichen Gemeinschaft sichern.

J.-F. M.: Aber zugleich scheint das wissenschaftskulturspezifisch zu sein. Ein Kollege aus den USA lehnt beispielsweise alle Anfragen für Sammelbandbeiträge ab, weil er dadurch Arbeitszeit für Beiträge in *peer reviewed journals* verliert. Hier scheint der deutschsprachige Nachwuchs vollkommen anders zu ticken.

V. G.: Kann ich gut nachvollziehen; ob der das ganz freiwillig tut, kann ich nicht beurteilen. Im deutschen Sprachraum sind Sammelbände teilweise wirklich Zwangsveranstaltungen. Ich selber rate meinen Assistierenden ab, sich daran zu beteiligen. Wir haben alle nur einen begrenzten Output. Die Publikation von Artikeln in renommierten Zeitschriften, in die man schwierig hineinkommt, oder von Monografien in Verlagen, die nur eine begrenzte Anzahl von Büchern drucken, verschafft ihnen viel mehr Aufmerksamkeit für das, was sie an Neuem herausgefunden haben. Aber Wissenschaft ist eben kein vollständig rationales Unternehmen, sondern auch eine Gruppenveranstaltung mit sozialen Zwängen. Wahrscheinlich wäre es sinnvoll, wenn die Wissenschaftler eine Gewerkschaft gründen und für Beiträge in Sammelbänden hohe Honorare fordern würden – besonders für die Nachwuchsleute, die auf befristeten Stellen sitzen.

J.-F. M.: Begibt man sich mit der Jagd nach dem perfekten Publikationsort mit der höchsten Reputation nicht auch in eine unglaublich kompetitive Situation, die der Vielfalt der Forschung eher abträglich ist?

V. G.: Es gibt im Konzept der wenigen hoch respektierten, begutachteten, kompetitiven und superselektiven Zeitschriften einen unangenehmen Nebeneffekt: die Uniformierung der Beiträge. Wenn die Filter zu stark sind, werden nur Texte publiziert, die sehr strengen orthodoxen Regeln genügen. Sie werden einander in Diktion, Stil, Jargon und im Benutzen bestimmter Mantras wissenschaftlicher Autorität immer ähnlicher. Die Folgen davon sind relativ rasch sichtbar. Wissenschaftliche Zeitschriften, die sich selbst für *the best of the best of the best* halten, um den schönen Hollywood-Film *Men in Black* zu zitieren, produzieren Artikel, die nur noch sehr wenige Überraschungen enthalten. Darum ist es wichtig, dass es mindestens drei oder fünf Zeitschriften mit ähnlich hoher Reputation, aber unterschiedlicher Ausrichtung gibt. Es ist ein gutes Zeichen

für den Zustand einer wissenschaftlichen Disziplin, wenn Wissenschaftler auf sehr unterschiedliche Weisen schreiben. Sie müssen dabei den Stil der Kolleginnen und Kollegen nicht immer goutieren. Im Zweifelsfall können sie sich auf die Qualität eines Beitrags einigen, aber nicht auf die einzig gültige Form.

J.-F. M.: Weshalb ist die Form wichtig?

V. G.: Wissenschaft ist auch deswegen Wissenschaft, weil sie innerhalb eines begrenzten Rahmens nicht mit einer Stimme spricht. Die Organisations- und Wissenssoziologie hat das recht genau beschrieben; sie unterscheidet zwischen solchen wissenschaftlichen Disziplinen, in denen mehrere Schulen problemlos koexistieren und sich dabei teilweise ignorieren können, und solchen, die superkompetitiv sind und die immer wieder neu um die einzig richtige Position zum einzig wichtigen Problem streiten. Auch die deutsche Sozialgeschichte kannte in den 1970er- und 80er-Jahren Phasen, in denen die entscheidende Modernisierungstheorie zum deutschen Kaiserreich als das *one big problem* behandelt wurde. Die Zeitschriftenbände und Publikationsreihen, in denen dieses vermeintlich einzig wichtige Problem immer wieder neu diskutiert wurde, hatten damals innerhalb des Fachs eine enorm hohe Reputation; ich bin mir aber nicht so sicher, ob sie auch die intellektuell produktivsten waren.

J.-F. M.: Wenn solche Diskussionsmonopole, die ja oftmals institutionalisiert waren und sind, intellektuelle Produktivität und Überraschungen eher verhindern, liegt dann das Potenzial für wissenschaftliche Kreativität eher beim «Einzelschreibtischforscher»?[5]

V. G.: «Kreativität» ist eine Schaufenstervokabel; ich würde sie lieber nicht verwenden. Es ist wichtig, dass es Einzelschreibtischforscher weiterhin gibt, nicht zuletzt als Möglichkeit von Freiheit und Eigensinn. Sie sind keine automatische Garantie für die Entstehung von originellem Neuem, sondern auch ein gelehrter Mythos und eine heroische Selbstdarstellung vor Publikum. Jede Forscherin und jeder Forscher braucht den Austausch mit anderen, um die eigenen Ideen zu entwickeln und zu testen. Dafür ist das Publizieren ja da – und weil alle neugierig sind, aber wenig Zeit haben, geht das am besten mit Texten, die eben nicht 1600 Seiten lang sind. Was diese Ebene des kollegialen Austauschs angeht, bin ich optimistisch. Wissenschaft braucht Frechheit, Neuheit und die Bereitschaft, renommierte Konzepte umzukrempeln. Das steht aber zu den Bedürfnissen aller Institutionen, die sich selbst von Verbund zu Cluster und von Sonderforschungsbereich zu Nationalem Forschungsschwerpunkt auf Dauer zu stellen versuchen, in einem Spannungsverhältnis. Und genau dieses

Verhältnis müssen wir verwalten. Die vermeintliche Krise des Publizierens zwischen dem Bedürfnis nach Neuem und dem Weitermachen wie bisher, die war eigentlich immer schon da.

J.-F. M.: Plädieren Sie damit für eine Verknappung und Verdichtung des wissenschaftlichen Outputs?

V. G.: Naheliegend scheint mir eine kluge Beschränkung auf vergleichsweise wenige Texte, die aber so sichtbar wie möglich platziert werden. Am effizientesten funktioniert dazu wohl eine Kombination von etablierten Publikationskanälen mit Non-Profit-Formen im Netz, mit denen man anderen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern Vorab-Versionen der eigenen Publikationen zur Verfügung stellt. Die simpelste Variante davon ist die eigene Homepage. Aber von den einzelnen Schreiberinnen und Schreibern kann man hier keine generelle Strategie verlangen. Sie können nur taktisch vorgehen: Welche Art von Publikationsformen brauche ich wofür genau? All dem steht natürlich der Kult der langen Publikationsliste entgegen. Die entspricht einer Art von wissenschaftlicher Tonnenideologie: mehr ist mehr. Mehr ist aber nicht in allen Fällen mehr, vor allem dann, wenn es sich um Texte handelt, deren Qualität auf den ersten Blick nicht einschätzbar ist – etwa im Fall der Sammelbände.

J.-F. M.: Wie schätzen Sie in diesem Zusammenhang die neuesten Tendenzen im Bereich von Open Access (OA) für die Geschichtswissenschaft ein? Inwiefern verschärft etwa das APC-Modell *(article processing charge)* gerade für den wissenschaftlichen Nachwuchs die oben skizzierte Ausbeutungslogik?

V. G.: Es gibt Kollegen, die davon sehr viel mehr verstehen als ich. Ich selber bin neugierig, wie sich das weiterentwickelt, insgesamt aber skeptisch. In den letzten Jahren sind sehr viele OA-Zeitschriften gegründet worden; ich selber finde es aber weiterhin schwierig, in den Bereichen, die mich interessieren, qualitativ hochwertige neue Zeitschriften ausfindig zu machen, die nur in digitaler Form existieren. Vielleicht liegt das am Boom der letzten Jahre; vielleicht aber auch an meinen Lesegewohnheiten. Deutlich werden dabei vor allem die ökonomischen Aspekte der digitalen Publikationsformen. Es entsteht eine Kluft zwischen denjenigen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern, die den OA-Zeitschriften die verlangten Publikationsgebühren zahlen können, weil sie mit festen Verträgen an wissenschaftlichen Institutionen arbeiten und vielleicht sogar Mittel dafür zur Verfügung gestellt bekommen, und jenen, für die das nicht gilt. Unterhalten Sie sich einmal mit Kolleginnen und Kollegen, die an schlechter dotierten Kunst- und Fachhochschulen angestellt sind: für die sind viele Artikel in Online-Zeitschrif-

ten nur gegen saftige Gebühren zugänglich, einfach weil ihre Bibliotheken das entsprechende Zeitschriftenpaket nicht abonniert haben. Die Entwicklung der digitalen Publikationen hat die hierarchischen Unterschiede zwischen den finanziell gut ausgestatteten Universitäten und ihren weniger grosszügig finanzierten Nachbarinstitutionen sehr deutlich spürbar gemacht. Und fragen Sie dazu doch auch Kolleginnen und Kollegen, die in weniger wohlhabenden europäischen Ländern oder auf der anderen Seite des Mittelmeers arbeiten, ganz zu schweigen von denjenigen aus anderen Teilen der Welt. Sind die wirklich von vornherein schlechtere Wissenschaftler, nur weil sie die Gebühren nicht zahlen können?

Anmerkungen

1 Vgl. Valentin Groebner, *Wissenschaftssprache. Eine Gebrauchsanweisung,* Konstanz 2012; Valentin Groebner, *Wissenschaftssprache digital. Die Zukunft von gestern,* Konstanz 2014.
2 «Bibliotheken: Weg damit!», *NZZ am Sonntag,* 7. 2. 2016. Vgl. auch die Replik von Michael Hagner, «Über eine Zukunftsvision, die ein Horrorszenario sein könnte», *Neue Zürcher Zeitung,* 12. 2. 2016.
3 Vgl. Ann Blair, *Too Much to Know. Managing Scolarly Information Before the Modern Age,* New Haven 2010.
4 Vgl. Valentin Groebner, «Muss ich das lesen? Ja, das hier schon», *Frankfurter Allgemeine Zeitung,* 6. 2. 2013.
5 Milos Vec, «Einzelschreibtischforscher», in Ders. et al. (Hg.), *Der Campus-Knigge. Von Abschreiben bis Zweitgutachten,* München 2008, 61 f.